Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 9 (1991)

Artikel: Die Pflege des Beziehungsnetzes als frauenspezifische Form von "Sociabilité"

Autor: Joris, Elisabeth / Witzig, Heidi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-871658

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Elisabeth Joris, Heidi Witzig

Die Pflege des Beziehungsnetzes als frauenspezifische Form von «Sociabilité»

Entsprechend der zunehmenden Segregation der Geschlechter im Gefolge des wirtschaftlichen und sozialen Wandels entwickelten Frauen im Laufe des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts eigene Formen der «Sociabilité». Die Vielfalt von Interessenvertretungen und -verbindungen im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und militärischen Bereich war ausschliesslich Männerdomäne. Sie wird gemeinhin als «Öffentlichkeit» bezeichnet; wir ziehen den Ausdruck «Männer-Öffentlichkeit» vor. Nicht nur waren Frauen den Männern rechtlich nicht gleichgestellt, sondern es war ihnen lange der Zugang zu den meisten für die Meinungsbildung entscheidenden Vereinen ebenso verwehrt wie der Besuch von Wirtschaften. Frauen verblieben weitgehend im familiären Rahmen, eine Begrenzung, die zwar nicht frei gewählt, aber aufgrund von Erziehung und strukturell vorgegebener weiblicher Lebensperspektive zwingend war. So orientierten sich Selbstverständnis und Alltagsgestaltung der Frauen generell an ihrer Stellung und an ihrer Funktion in Herkunfts- und eigener Familie, an ihrer Funktion als Töchter, Schwestern, Ehefrauen und Mütter.[1] In diesem Bereich entwickelten Frauen denn auch ihre eigenen Formen der «Sociabilité», die wir in ihrer Gesamtheit als «familiarisierte Öffentlichkeit» bezeichnen möchten.[2] Ein wichtiges Element zur Konstituierung der familiarisierten Öffentlichkeit war die Pflege des Verwandtschafts- und Bekanntschaftsnetzes. Sie ermöglichte die Ausgestaltung von sozialen Räumen jenseits der Kategorien von Öffentlichkeit und Privatheit, die für die Lebensrealität von Frauen kaum Gültigkeit hatten.

Wir versuchen im folgenden, einerseits die emotionale, ökonomische und gesellschaftliche Dimension dieser Verwandtschafts- und Bekanntschaftspflege aufzuzeigen, und anderseits die damit verbundene weibliche Kompetenz in der Handhabung eines spezifischen Instrumentariums zu rekonstruieren. Unsere Überlegungen beruhen auf Untersuchungen zu Alltag und Lebenszusammenhängen von Frauen im Zürcher Oberland in der Zeit von 1820 bis 1940. Wir stützen uns dabei im wesentlichen auf Tagebücher, Briefwechsel und Lebenserinnerungen von Frauen aus diesem Zeitraum.

Die Pflege des Verwandtschafts- und Bekanntschaftsnetzes wird Aufgabe der Frauen

Mit der Herauslösung der Produktion aus der Hauswirtschaft und der enormen Ausweitung der öffentlichen Betätigungsmöglichkeiten für Männer ging innerhalb der Familie die Verantwortung für die Pflege des Verwandtschafts- und Bekanntschaftsnetzes im 19. Jahrhundert fast gänzlich an die Frauen über. Nach der Tradition des Ganzen Hauses war früher der Hausvater für die Etablierung der Beziehungen zu anderen Haushaltungen zuständig gewesen. Überbleibsel dieser hausväterlichen Verantwortung finden wir vereinzelt im Zürcher Oberland noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, am stärksten in jenen Haushalten, die noch Elemente des Ganzen Hauses beinhalteten. So schrieb in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der in Bauma amtende und aus angesehenem Stadtzürcher Geschlecht stammende Pfarrer Haefelin Briefe an die Familienangehörigen und Verwandten, gedachte der Geburtstage, Taufen und Feste und pflegte den engen Kontakt zu seiner verheirateten Tochter. Auch der wohlhabende Landwirt und Gemeindepräsident von Fällanden, Hans Jakob Meyer, schrieb um die Jahrhundertmitte als Hausvater im Namen der ganzen Familie Briefe an seinen sich in Neuenburg aufhaltenden Sohn. Dass sich Elemente hausväterlicher Verantwortung noch bis ins 20. Jahrhundert hinein hielten, zeigt sich in der Haltung von Pfarrer Lindenmann von Fehraltorf, der sich selbst um die Berufsbildung seiner Tochter kümmerte. Er besorgte ihr von Hausvater zu Hausvater eine standesgemässe Stelle und ein Zimmer mit «Familienanschluss» bei einem befreundeten Advokaten. In all diesen Fallen haben wir es mit Haushalten zu tun, in denen Wohnen und Erwerbsarbeit nicht getrennt waren: Der Vater war als solcher zu Hause präsent und seine Position in der Realität des Alltagslebens verankert.

Für die Pflege und Aufrechterhaltung der Beziehungen innerhalb der Familie und zu Verwandten und Bekannten waren (und sind bis heute) jedoch in weitgehendem Masse tatsächlich die Frauen verantwortlich. Bei ihnen liefen alle Informationen zusammen: Sie waren in der Lage, diese Beziehungsnetze zu handhaben und schliesslich für sich und ihre Familie auch Nutzen daraus zu ziehen. Am deutlichsten kommt diese Zuständigkeit der Frauen in ihrer ausgedehnten Korrespondenz zum Ausdruck.[3] Quantitativ zeigt sich dies unter anderem im Nachlass Werdmüller im Staatsarchiv Zürich. Den umfangmässig grössten Briefkontakt unterhielt Pfarrer und Dekan Werdmüller aus Uster mit seinem Amtskollegen und Freund Pfarrer und Dekan Ziegler in Winterthur. Die zahlreichen Familien- und Verwandtschaftsbriefe stammen dagegen grösstenteils aus der Feder von Frauen, vor allem von Magdalena Werdmüller-Esslinger, ihren Töchtern,ihrer Schwester

und ihrer Schwägerin. Nicht der Hausvater, sondern die Mutter hielt über Briefe den wöchentlichen Kontakt mit den Töchtern während deren Abwesenheit aufrecht. Es erstaunt denn auch nicht, dass der Sohn Otto in seiner Autobiographie auf die Briefe seiner Mutter an seine Schwestern zurückgreifen musste, um über Einzelheiten – sogar aus seinem Leben als Erwachsener – berichten zu können. Das gleiche geschlechtsspezifische Muster in bezug auf die private Korrespondenz finden wir in fast allen Nachlässen, in die wir Einsicht hatten. Um die Jahrhundertwende begnügten sich die Väter, sofern sie sich überhaupt zu Wort meldeten, meist mit Grüssen, ein paar angefügten Zeilen oder Randbemerkungen wie: «Herzliche Grüsse vom Vater! Wenn Du noch Geld brauchst so schreibe!»[4] Eigene Familienbriefe verfassten sie fast nur noch auf Drängen der Ehefrau. Auch über Söhne oder Brüder und deren Familien gaben weitgehend Frauen Auskunft.

Briefwechsel und gegenseitige Besuche

Briefe waren in der Mittel- und Oberschicht das zentrale Kommunikationsmittel über die lokalen Grenzen hinaus. Briefwechsel war auch zwischen Verlobten - nicht einfach Sache zweier Personen, sondern eine Familienangelegenheit. Die Briefe zirkulierten unter Angehörigen und Verwandten, die Informationen wurden auch an indirekt betroffene Bekannte weitervermittelt, beispielsweise Nachrichten von Töchtern aus dem Welschland oder von Ehemännern aus dem Militärdienst. Mütter als wichtigste Briefeschreiberinnen und -empfängerinnen organisierten – oder manipulierten – fast die ganze Kommunikation innerhalb eines verstreut lebenden Familienverbandes. Fielen sie wegen Tod oder Krankheit aus, übernahm in der Regel eine ledige Tochter diese Funktion. Über Briefe blieb so trotz räumlicher Trennung die kontinuierliche Verbindung innerhalb der Familie oder Verwandtschaft erhalten. Alle – oder zumindest die weiblichen – Familienmitglieder waren ständig über die verschiedensten Angelegenheiten informiert, über die alltäglichen kleinen Ereignisse und Begegnungen. Die Abwesenden hielten über den Kontakt zu Mutter und Schwestern den Kontakt mit dem Dorf und dem eigenen sozialen Milieu aufrecht; die zu Hause Verbliebenen konnten ihrerseits das Neue erfahren, besprechen und in Umlauf bringen. Trotz der Fülle von Nachrichten ging es nicht primär um die Vermittlung von Neuigkeiten, sondern um die Aufrechterhaltung der Kommunikation an und für sich: In vielen Familien wurde wöchentlich, an einem bestimmten Tag geschrieben; vom «Dienstagsbrief» oder «Sonntagsbrief» ist die Rede. Bei Unterlassung oder Verspätung des regelmässigen Kontaktes war eine Entschuldigung und Begründung angebracht.

Noch bedeutender und ebenso ritualisiert waren die Besuche. Regelmässig, oft täglich, besuchten Frauen Verwandte im Dorf, mit denen engere Beziehungen gepflegt wurden: ledige Schwestern, verheiratete Kinder, Eltern oder Schwiegereltern. Es wurde kurz «wie gewohnt» hineingeschaut und dem allgemeinen Gang der Dinge nachgefragt. An Sonn- und Feiertagen war dieses sich gegenseitige Besuchen oft die Hauptbeschäftigung. Der obligate «Sonntagsbesuch» war ebenso selbstverständlich wie der Kirchenbesuch. Es wurde spaziert, zusammmen gegessen und «getratscht» – und das durch alle Schichten hindurch, sofern die materiellen Bedingungen nicht so desolat waren, dass selbst dafür keine Zeit und Energie blieben. Dies kam aber so weit wir das beurteilen können, eher selten vor. Schichtspezifisch war jedoch die mehr oder weniger ausgeprägte Bevorzugung der Herkunftsfamilie der Ehefrau. Wir werden darauf zurückkommen.

Engere Bekannte konnten in dieses Besuchsnetz miteinbezogen werden. So lesen wir in einem Bericht Adele Sondereggers aus Heiden an ihren Verlobten Otto Honegger in Wald: «Eben als ich mich hingesetzt um dir zu schreiben, kam Besuch. Ich war nämlich gestern allein zu Hause mit Hans u. Clara (ihre kleineren Geschwister, d.V.). Die l. Eltern fuhren in der Frühe nach dem Speicher (zur verheirateten Tochter und deren Familie, d.V.), u. so musste ich die Hausfrau spielen. Ich besuchte zuerst die Kirche ... Nach der Kirche hielt ich die Sonntagschule und nachher musste ich schleunigst heim, da ich Conrad u. Ina zum Mittagessen erwartete (Bruder und Schwägerin, d.V.). Es ging gut u. vergnügt vorüber, ich begleitete Ina wieder nach Hause u. schlug ihre Einladung den Nachmittag und Abend bei ihr zu verbringen ab, da ich lieber dir schreiben wollte. Kaum hatte ich den Brief begonnen, als Ida u. Hermine, die hübschen Nichten vom Rehetobel kamen. Wir sassen dann vergnügt beisammen und freuten uns, dass wir einmal allein nach Herzenslust plaudern konnten, ich musste ihnen natürlich viel von dir erzählen, sie freuen sich schon sehr auf die Hochzeit. Es gieng aber nicht allzu lange, so kam wieder Besuch. Frau Müller mit ihrer Tochter von St. Gallen, es ist die Schwiegermutter von meiner lieben verstorbenen Schwester. Ich liess dann schnell Caffee machen u. sassen wir bald ganz vergnügt bei dem guten Mokka. Es thut mir leid, dass die Eltern nicht da waren, da der Besuch natürlich ihnen gegolten. Um 6 Uhr fuhren sie wieder weg und giengen wir dann noch auf den Friedhof, wo wir einen schönen Kranz auf meiner Schwester Grab von Frau Müller hingelegt fanden.»[5] Eine Woche zuvor war der Verlobte gemeinsam mit seiner Familie und verschiedenen weiblichen Verwandten den familieneigenen Fabrikanlagen entlang spaziert; vor- und nachher hatte er sich dem «Kaffeejass» im Wirtshaus gewidmet.[6] Dem Sonntagsspaziergang konnten sich Nachbarn, eingeladene oder zufällig getroffene Bekannte anschliessen, sofern sie

der gleichen Schicht angehörten. Dies war hauptsächlich für Familien der Oberschicht von Bedeutung.
Über Distanzen hinweg waren Verwandtenbesuche hingegen ein wahres Unternehmen, für Familien der Mittel- und Unterschicht auch eine Frage der finanziellen Möglichkeiten. Als Kompensation bürgerten sich jährliche Familienfeste ein, die fast immer von Frauen organisiert wurden. In Unter- und Mittelschichten fielen sie oft mit den Festtagen um die Jahreswende zusammen, in der Oberschicht waren das nicht selten spezielle Anlässe an Sonntagen im Sommerhalbjahr. Im Frühjahr 1923 beschrieb die Pfarrfrau Charlotte H.-A., Schwester des reichen Walder Fabrikbesitzers Hansjakob A., einen solchen Familientag in einem Brief an die Tochter, die durch wichtige Gründe an der Teilnahme verhindert gewesen war. Ihre Familie wurde nach der Kirche am Wohnort von einem ihrer Brüder im Auto abgeholt und zum Gasthaus geführt, wo sie mit den restlichen Verwandten zusammentrafen: «Im Gyrenbad begrüssten uns St. Gallen, Ruti und die U. und eben keuchte Wald, Jonatal und Küsnacht den Berg herauf und giengen wir ihnen noch ein Stückli entgegen. (…) Als wir vollzählig waren, giengs zu Tisch ... Es war uns an der langen Tafel gedeckt im Saal und wir füllten ihn fast ganz! Die obere Hälfte fasste die ältere Generation und die untere gegen das zweite Sääli die Jugend. Wir waren 33 Anwesende und 13 fehlten. (...) Beim Essen produzierten sich unsre Ferienkinder von Rüti und U. mit dem Theaterstückli, das Anny mit ihnen eingübt und Berthy und Elseli spielten vierhändig. Dann giengs hinauf zum Waldrand, wo wir uns lagerten und es wurde gesungen von Jung und Alt. Nur zu bald wars Zeit zum Kaffee, den wir schon auf 3 1/4 Uhr bestellt und um 4 war schon der erste Abschied. (...) Wir Andern suchten noch Schattenplätzli im Garten und unterhielten uns gemütlich, auch waren 5 Photoapparäte immer in Funktion, dann schlug auch uns die Stunde, St. Gallen und wir machten uns auf den Weg ».[7]
In diesen Kreisen gab es sogar Familienfeste, die explizit den weiblichen Angehörigen vorbehalten waren, die sogenannten «Schwesterntage».

Geschenke

Die Pflege der Verwandtschafts- und Bekanntschaftsbeziehungen fand ihren materiellen und emotionalen Ausdruck im Austausch von Geschenken. Während Geschenke in der Unterschicht sich notwendigerweise auf Nützliches für Kinder beschränkten, bildeten ritualisierte Geschenke gerade in der Mittel- und Oberschicht ein konstitutives Element der Beziehungspflege: Geschenke zeigten an, dass eine Beziehung bestand und bestätigten diese immer wieder. Darüber hinaus vermittelten sie Anerkennung, da Frauen noch lange einen grossen Teil der Ge-

schenke selbst herstellten. Ihre handarbeitlichen und hauswirtschaftlichen Fertigkeiten erhielten damit eine über den engen Rahmen der Familie hinausragende emotional überhöhte Bedeutung. Herausgewachsen aus traditionellen weiblichen Tätigkeitsfeldern, aus häuslicher Arbeit und familiärer Intimität, wurden sie selbst Teil der erweiterten Austauschbeziehungen zwischen Familien. Die von Hand verfertigten Geschenke der Frauen für ihre Angehörigen, Verwandten und Bekannten waren nicht nur ein Akt persönlicher Zuneigung, sondern auch Ausdruck des hausfraulichen Fleisses. Sie wurden selbstverständlich von einem breiteren Kreis begutachtet und bewertet. Neben Backwaren waren Genähtes, Gesticktes und Gestricktes die häufigsten angefertigten Geschenke – von feinen Taschentüchern über Socken, Kappen, Handwärmern, Kinderkleidchen und Blusen bis zu Leintücher- und Kissenverzierungen gibt es eine ganze Palette möglicher Beweise weiblicher Geschicklichkeit und Zuwendung. Im 20. Jahrhundert wandelte sich in den Kreisen der Oberschicht die Geschenktradition. Statt Frauenfleiss wurde familienspezifischer Vermögensstand demonstriert. In der Geschenkliste einer Fabrikbesitzersgattin figurieren um 1930 Lexika für die studierende Tochter, Kokosvorleger für die Schwiegertochter und elegante Auto- und Tabakaccessoires für den Sohn. Selbstgemachte Geschenke waren nicht mehr darunter, auch nicht für die kleinen Enkel.

Die Bedeutung der Herkunftsfamilie

Da die Pflege des Beziehungsnetzes weitgehend in den Händen der Frauen lag, ist es nicht verwunderlich, dass die Familienbeziehungen vor allem mit der mütterlichen Herkunftsfamilie oder unter Schwestern gepflegt wurden. Die Frauen blieben über die regelmässigen Kontakte stark an ihre Herkunftsfamilie gebunden. Zentral war dabei das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter. Die Identifikation der Tochter mit der Mutter lief einerseits über die gefühlsmässige Bindung, anderseits aber ebenso über die gemeinsamen Funktionen und die gemeinsame familiarisierte Öffentlichkeit. Frauen als Zuständige für die Kommunikation bildeten zugleich das emotionale Zentrum der Familie. Erst sie schafften die Bedingungen, welche die Familie als emotionalen Raum definierten. Im Gegensatz zur rechtlich sanktionierten Patrilinearität war das emotionale Bezugssystem matrilinear, beziehungsweise matrilateral. Diese Fokussierung der Familie auf die Mutter der Frau und deren Schwestern lässt sich über die ganze von uns bearbeitete Zeitspanne beobachten, allerdings mit schichtspezifischen Differenzierungen.[8]

Je nachdem, ob vorwiegend ein sachlicher oder vorwiegend ein gefühlsmässiger Bezug – die sich beileibe nicht ausschliessen – das Verhältnis der Frauen zur Herkunftsfamilie bestimmte, wurde mehr die Beziehung zur Familie als Ganzes, geprägt von patrilinearer Namens- und Erbfolge, oder mehr die Beziehung zu den Frauen betont. In bäuerlichen Verhältnissen, wo Besitz von Boden und gemeinsame Arbeit für den Hof noch konstituierend waren für die Existenz und das Selbstverständnis der Familie, blieb die enge Beziehung zur Herkunft in der Bindung an den Hof erhalten, was nach dem heiratsbedingten Umzug der Frau auf den neuen Hof nicht selten zu Loyalitätskonflikten führte. Dasselbe Beziehungsmuster trifft weitgehend auch für die sowohl emotional wie sachbezogen gefärbte Bindung an ein Familienunternehmen zu, sei dies nun eine Fabrik, ein gewerblicher oder kleinindustrieller Betrieb. Fehlte der Sachbezug zur Herkunftsfamilie, was in zunehmendem Masse für breite Schichten zutraf, lief die Bindung fast ausschliesslich über den emotionalen Bezug, der von Frauen über ihre Kommunikationskanäle geschaffen wurde.

In Familien, die hauptsächlich von der Erwerbstätigkeit des Ehemannes lebten, herrschte zwar eine emotionale und als komplementär verstandene Partnerschaft zwischen Frauen und Männern. Trotzdem fühlten sich auch dann noch Frauen aus der unteren Mittel- und aus der Unterschicht in hohem Mass als Teil der Herkunftsfamilie. Mit grosser Selbstverständlichkeit lebten sie mit ihrer eigenen Familie im Kreise der Mütter und der Schwestern und investierten Zeit und Engagement für die Pflege dieser Lebenskreise. Neben ökonomischen Gründen, auf die wir noch eingehen werden, war es auch die selbstverständliche weibliche Verantwortung für den emotionalen Zusammenhalt, der diesem Engagement zugrunde lag. Die Kinder von Caspar Spoerry beispielsweise, dem Gründer der Baumwollspinnerei Elba in Wald, blieben sich nach dem Konkurs des Unternehmens um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht über die Brüder verbunden, obwohl diese teilweise Karriere machten, sondern über die Mutter und Schwestern, die sich alle sukzessive in Männedorf niederliessen. Dies geschah primär aus ökonomischen Gründen, da die eine Schwester den anderen Arbeit verschaffen konnte, aber auch ausdrücklich zur Erhaltung des Familienzusammenhangs, wie die älteste Schwester betonte: «Wir fühlen uns sehr angetrieben, unseren teuren Geschwistern ihre liebe Heimat hier beizubehalten und Euch stets mit wahrer inniger Liebe aufzunehmen.»[9] Ebenfalls Sachbezogenheit und Emotionalität zugleich verband rund fünfzig Jahre später die weiblichen Familienmitglieder der Familie Y., einer Beamtenfamilie in einem kleinen Dorf. Mann wie Frau stammten aus einfachsten Verhältnissen und waren

zum dörflichen Mittelstand aufgestiegen. Die Mutter der Frau Rose Y. zog nach ihrer Verwitwung selbstverständlich nicht zu einem Sohn, sondern zu ihrer verheirateten Tochter. Starken Anteil am Familienleben nahmen Roses beide ledige Schwestern aus dem Dorf, aber auch die weiter entfernt in Weinfelden verheiratete Schwester. Die Brüder werden nur am Rande erwähnt. Die vier Schwestern stützen sich gegenseitig, halfen sich aus. In enger Zusammenarbeit beherbergten und betreuten sie beispielsweise abwechselnd einen Neffen, bis dieser auf eigenen Füssen stehen konnte. Die segregierte Verwandtschaftspflege kam in dieser Familie stark zum Ausdruck. Es war für Rose Y. klar, dass ihr Mann zu den fast täglichen rituellen Besuchen bei ihren Schwestern mitkam, während sie oder ihr Ehemann selbst zu seinen in der Nähe wohnenden Verwandten kaum Kontakt hatte. Die Mutter des Ehemanns, im gleichen Dorf ansässig, musste sich allein durchschlagen respektive sich auf ihr eigene Tochter verlassen. Mit diesem Beispiel haben wir zugleich die Frage nach der ökonomischen Bedeutung der Verwandtschaftspflege gestellt.

Die ökonomische Dimension der Beziehung zur Herkunftsfamilie

Über den ganzen von uns untersuchten Zeitraum behielt die Familie ihr Funktion als soziales Auffangnetz, doch es waren fast ausschliesslich Frauen, die mit Briefkontakten, Besuchen und Austausch von Geschenken den dazu notwendigen emotionalen Zusammenhalt garantierten. Selbstverständlich wurde von Betroffenen, den Behörden und der Gesellschaft als Ganzes erwartet, dass erwachsene Kinder die alten oder kranken Eltern unterstützten und allenfalls zu sich aufnahmen, dass Verwandte für alleinstehende Alte, Pflegebedürftige oder verlassene Kinder sorgten. Aber diese als selbstverständlich angenommene Verantwortung wurde fast ausschliesslich von Frauen für Angehörige ihrer Herkunftsfamilie wahrgenommen, wie das unter anderem im geschilderten Beispiel der Familie von Rose Y. deutlich zum Ausdruck kommt. Erwachsene Töchter zählten ihrerseits auf die Unterstützung durch ihre Herkunftsfamilie. Gerade im Zürcher Oberland war es eine alltägliche Erscheinung, dass die Grossmutter die Kinderbetreuung und Hausarbeit für ihre in der Fabrik arbeitenden, verheirateten Töchter übernahm. Mit ihrer unentgeltlichen Arbeit leisteten damit viele Grossmütter nicht beachtete Vor- beziehungsweise Schattenarbeit für die Textilindustrie, die auf die billige weibliche Arbeitskraft angewiesen war. In diesen Zusammenhang gehört auch die Bedeutung, die der Zusammenhalt zwischen den weiblichen Angehörigen einer Familie für das Unterkommen alleinstehender Frauen hatte: Die schlechten Frauenlöhne erlaubte es diesen kaum je, einen eigenen Haushalt zu gründen; sofern sie nicht in

Untermiete wohnten, lebten sie zu Hause oder bei Geschwistern – meistens bei einer verheirateten Schwester.

In den Unterschichten konnte aber auch für verheiratete Frauen bei Konfliktbewältigungen der Herkunftsfamilie entscheidendes Gewicht zukommen. Wollte eine Frau wegen mangelnder finanzieller Absicherung durch den Ehemann, wegen Streitigkeiten mit dessen Familie oder Ehezwist nicht weiterhin mit diesem zusammenleben, war für sie die Bindung an die eigene Familie eine existentielle Frage: Sie zählte auf deren Unterstützung und zog sich allenfalls dorthin zurück. Im 19. Jahrhundert blieb jedoch zahlreichen Frauen selbst diese Möglichkeit versperrt, da die Verwandten selbst arm waren. So beharrte 1869 eine arme Frau darauf, ihren Kostort bei Verwandten zu verlassen, da sie sehr wenig verdiente und ihre Schwester nicht «anschmieren» wollte.[10] In diesem Zusammenhang ist auf die Bedeutung der im Zürcher Oberland stark verbreiteten religiösen Gruppen hinzuweisen.[11] Es war für uns augenfällig, dass gerade in armen Familien die Religionsgemeinschaft oder die Sekte das brüchige Verwandtschaftsnetz ersetzen konnte. Die häufigen Bibelstunden und Gebetsabende hatten nicht zuletzt den Zweck, eine gemeinsame religiöse Sinnstiftung zu erarbeiten, welche die «Brüder und Schwestern im Herrn» zu einer neuen, auch ökonomisch tragfähigen Gemeinschaft zusammenschweisste.

Ökonomische Bedeutung kam der Beziehung zur Herkunftsfamilie aber auch in der oberen Mittel- und Oberschicht zu. Diese Frauen wurden eher als der neuen Familie zugehörig betrachtet.[12] Sie bewegten sich in gesellschaftlichen Räumen, die fast ausschliesslich durch die Position des Mannes festgelegt wurden. Die Integration der Frauen in die Familie des Mannes war in diesen Kreisen vordringlich. Spezifische Rituale nach der Heirat, bei der Geburt des ersten Kindes oder auch die institutionalisierten Familienfeste der männlichen Linie trugen dazu bei. Im Verhältnis zur Herkunftsfamilie wurde der emotionale Bezug stark betont. Bei Lina A.-B. beispielsweise, einer reichen Fabrikantengattin aus Wald, fehlte der Sachbezug zur Herkunftsfamilie weitgehend. Die emotionale Beziehung lief ausschliesslich über die Frauen: zuerst über die Mutter, dann über die beiden ledigen Schwestern, welche die elterliche Wohnung behalten hatten. Über Briefwechsel kommunizierten diese jahrzehntelang mit allen Familienmitgliedern und bildeten für alle den Bezugspunkt zur heimatlichen Stadt B. Obwohl Lina A.-B. von Wald aus nach Zürich zum Einkaufen ging, mussten ihr Mutter und Schwestern immer wieder in B. bestimmte Artikel besorgen, die sie ebensogut in Zürich erhalten hätte: von Kindersachen, Korsett, Kleidern, Stoffen bis hin zu bestimmten Lebensmitteln. In diesen Gegenständen materialisierte sich der Bezug zur Familie und Herkunftsstadt. Im Austausch versorgte Lina ihre Schwestern mit Blumen und

kostbaren Geschenken. In jahrzentelanger Korrespondenz über alle Fragen des geschwisterlichen Alltags knüpften die Schwestern ein dichtes Netz, das nicht nur emotionalen und teilweise auch ökonomischen Rückhalt für die ganze Familie bedeutete, sondern auch Halt, Stärkung und Stolz für die beteiligten Frauen. Ihre Funktion als Schwestern, Ehefrauen oder Mutter wurde in diesen Kontakten immer wieder neu befestigt. Vor allem aus der über Briefwechsel und Besuche gelebten Beziehung mit ihrer Mutter und ihren Schwestern zog Lina A.-B. die notwendige Ermutigung und Bestätigung für ihre Pflichten als Gattin eines reichen Fabrikherrn, als Mutter seiner Kinder und als Repräsentantin seiner Haushaltung. Und in diesem Zusammenhang kommt der engen Beziehung der Fabrikantengattin zu ihrer Herkunftsfamilie öffentliche Bedeutung zu: Beim schwierigen Übergang in die neue Situation als Hausherrin und Ehefrau eines wirtschaftlich, sozial und oft auch politisch tonangebenden Mannes, trug die emotionale Unterstützung durch die Herkunftsfamilie unter Umständen entscheidend zum Gelingen der Ehe der Unternehmerfamilie bei, die in einer Fabrikgemeinde im Rahmen der Arbeiterstammpolitik auch öffentliche Funktionen erfüllte.
Die starke Begleitung durch die Angehörigen garantierte jedoch nicht in jedem Fall die Eingliederung und damit die Erfüllung der an eine Fabrikantengattin gerichteten Aufgaben innerhalb von Familie, Verwandtschaft und Dorf. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führten Schwierigkeiten mit der Schwiegermutter, aber auch mit dem Ehemann in Einzelfällen zu Schwermut, Streit, und in Ausnahmefällen zu Trennung und Scheidung. Konnte die Fabrikantengattin auf eine starke emotionale oder sogar finanzielle Rückendeckung durch ihre Herkunftsfamilie zählen, war es ihr auch möglich, ihre Position als Ehefrau zu behaupten. So rächte sich eine Frau aus der Walder Oberschicht an ihrem treulosen Ehemann, indem sie ihn finanziell unter der Knute hielt. Schliesslich aber profitierten nicht selten auch männliche Angehörige der Herkunftsfamilie von der Fabrikantengattin: sie zählten auf geschäftliche Protektion oder finanzielle Unterstützung.

Die Festigung der Bekanntschaftsbeziehungen

Mit zunehmender Mobilität der Bevölkerung gewann neben der Verwandtschaft auch das Bekanntschaftsnetz an Gewicht. Bekannte waren jedoch nicht einfach Nachbarn oder Familien aus dem gleichen Dorf, sondern Leute aus gleichgesinnten Kreisen, mit denen regelmässige Austauschbeziehungen bestanden. In der Regel gehörten Bekannte derselben Schicht an, allenfalls noch derselben Religionsgemeinschaft. Wegen der Kleinräumigkeit des Zürcher Oberlandes und der

engen Verflechtungen von Fabrikanten, Fabrikantengattinnen und Arbeiter-Innenschaft auf der Ebene des dörflichen Alltags kam es auch zu Beziehungen über den eigenen schichtspezifischen Rahmen hinaus.

Schichtspezifische Pflege der Nachbarschaft und Bekanntschaft

Trotz massiver Bevölkerungszunahme im Laufe des 19. Jahrhunderts blieb auch in Industriegemeinden wie Rüti, Uster oder Wald die Dorfstruktur erhalten. Die Bevölkerung war überblickbar; Familien von Bauern, HeimarbeiterInnen, FabrikarbeiterInnen, Fabrikanten und Gewerbetreibenden lebten fast überall in enger Nachbarschaft. Selbst in grösseren Gemeinden kam es zwischen den verschiedenen Bevölkerungskreisen noch zu Kontakten, auch wenn diese quartiermässig stärker segregiert waren. Wichtiges Element war dabei der gemeinsame Schulbesuch der Kinder, die sich so alle kannten, auch wenn sie ihre Freizeit nicht gemeinsam verbrachten. Exemplarisch für Wohnkontakte in einer Industriegemeinde sei hier die Beschreibung einer Frau zitiert, die ihre Jugend in Wald um 1930 beschreibt: «In unserem Quartier, das Tobel heisst, befinden sich die meisten Privathäuser rechter Hand an der Rütistrasse. Dort stand auch eines der Herrenhäuser der Gebrüder Honegger, in welchem der jüngste der drei, Herr Ernst Honegger-Treichler wohnte. Der hatte nur einen Sohn, der nach Amerika auswanderte. Herr Honegger, seine Frau starb ziemlich früh, wohnte im Parterre und eine Haushälterin Frl. Lina Wipf sorgte vorbildlich für ihn. In der oberen Wohnung lebten die Lehrer Keller Familie. Sie hatten sechs Kinder, mit denen ich auch oft zusammen war. (…) Nebenan wohnte eine Frau Strehler, die auch nur einen Sohn hatte. Unten im Haus hatte sie ein Lädeli, in dem es nach allem schmeckte, nach Lebensmitteln, Seife, Petrol und weiss was noch alles. Nebenan im angebauten Haus war der Hafner Widmer .(…) Weiter vorn der Schneidermeister Wilhelm Rauscher mit Familie (…) Noch etwas weiter unten wohnten Eglis. Man sagte ihnen von früher her die Rechenmachers. Auf der linken Seite der Rütistrasse war einzig der Talhof in Privatbesitz, der gehörte den Eglis, die an der Schützenstrasse noch einen verpachteten Landwirtschaftsbetrieb hatten und eine Mosterei, die vom Sohn betrieben wurde. Die anderen Häuser dieser Seite gehörten alle den Herren Gebr. Honegger, Seidenweberei mit insgesamt ca. 36 Wohnungen. Das unterste und das oberste Reihenhaus denen sagte man die elektrischen Häuser, weil man dort nur elektrisch heizen konnte mit einem Speicher-Kachelofen. In einem von diesen wohnten wir.»[13] Im Fabrikreihenhaus war der enge Kontakt zu Nachbarinnen gegeben. Der Bezug zu anderen Frauen und Familien – ob in der Form von gegenseitiger Hilfe oder von Neid und Missgunst – erstreckte sich dann über den

gesamten Alltag, über das Familien- und Erwerbsleben in all seiner Vielfalt. Allgemeines Scharnier zwischen dem Bereich der Familie und des Dorfes war das «Bänkli» vor dem Haus. Auch der Garten war eine solche Schwelle: Er war Bereich der Frau, ihr Zuhause, und gleichzeitig ihr Zugang zum Dorf. Hier arbeitete sie und bot sich ihr zugleich die Gelegenheit zum kurzen «Schwatz» über den Zaun oder zu spontanen Einladungen zum Besuch.
Männer ihrerseits, selbst wenn sie in der gleichen Häuserzeile lebten, pflegten ihre Kontakte weniger über die Nachbarschaft, sondern mehr auf der Ebene der Dorföffentlichkeit. Feuerwehr, Männerchor, Turn-, Schützen- und Musikverein spielten dabei eine wichtige Rolle. Treffpunkt war das Wirtshaus. Vor allem gegen Ende des 19. Jahrhunderts gewannen Vereinsanlässe, Tanzen und Wirtschaftsbesuche an Bedeutung, wenn auch je nach Schicht mit verschiedener Gewichtung. Frauen waren nur zum Teil in diese Geselligkeit miteinbezogen. So sangen sie zum Beispiel im Gemischten Chor in Uster mit, welchem jedoch lange Zeit kaum Arbeiterinnen angehörten. Dagegen gingen junge Frauen der Mittel- und Unterschicht des öftern zum Tanz in die Wirtschaft, selten bis gar nie jedoch Frauen aus der Oberschicht. Für einen Tanzanlass war für diese Frauen lange höchstens ein Ball in den besten Gasthöfen der Gegend in Frage gekommen. Seit der Jahrhundertwende wurden selbst gutbürgerliche Gasthöfe von Frauen der Oberschicht nur noch spärlich besucht. Ihr kulturelles Leben richtete sich entweder nach Zürich aus oder spielte sich während des Kur- und Ferienaufenthaltes oder der erweiterten Familienfeste ab.
Wir können also feststellen, dass Frauen Bekanntschaften weniger im Rahmen der Dorföffentlichkeit pflegten. Sie verblieben im Rahmen des auch in Verwandtschaftskreisen üblichen gegenseitigen Besuchs und Informationsaustausches. Der traditionellen Ort des Zusammenseins von Frauen war damit die Stube oder allenfalls je nach Schicht das «Bänklein» – das eigene oder dasjenige einer Bekannten oder Verwandten. Das Beziehungsnetz der Männer war mehr kollektiver Art, auf politische und geschäftliche Verbindungen oder auf gemeinsames Verbringen der Freizeit ausgerichtet, dasjenige der Frauen oft persönlich verbindlicher und auf die Alltagsbewältigung ausgerichtet.

Gelebte Austauschbeziehungen

Grundlegend für die Beziehungen zwischen Nachbarinnen und näheren Bekannten war das Prinzip der Gegenseitigkeit und Verlässlichkeit. Der alltägliche vielfältige Austausch von Produkten, Dienstleistungen und Informationen war da-

durch geprägt. Meist waren auch Kinder in die Austauschbeziehungen miteinbezogen. Eine schöne Beschreibung von vielfältigen Beziehungen zwischen NachbarInnen aus der Zwischenkriegszeit verdanken wir A.A., einer Frau aus Wald: «In der einen Wohnung nebenan wohnte eine Familie mit vier Kindern, zwei grössere und zwei kleinere. Drei gingen schon arbeiten. und der jüngste gleichaltrige war tagsüber bei uns. Wir hatten stets auch Kostgänger und Zimmerherren. Und alle fühlten sich wohl bei uns, denn Mutter war eben eine gute Köchin. So bekam ich auf Weihnachten stets schöne Geschenke von diesen Dauergästen. Unter anderem stets Teile von dem japanischen Teeservice, bis an einer Weihnacht alles komplett war. In der anderen Wohnung nebenan wohnte ein junges Ehepaar. Er war auch noch Zimmerherr bei uns, bevor er heiratete. Sie hatten dann ein Dreimädelhaus und ich durfte viel diese Kinder hüten, schöppeln und wickeln. War das eine schöne Zeit für mich, denn ich bekam keine Geschwister mehr, aber in unserer Stube hatte es oft viele Kinder, die zum Spielen kamen. (...) Auch durfte ich (...) Konzertzither spielen lernen bei einer Frieda Schönenberger im Schlipf. Unsere Nachbarin mit den drei Mädchen spielte Violine und Mandoline und bald machten wir in unsern Stuben kleine Hauskonzerte miteinander, meine Mutter liebte das sehr und sang mit, weil sie eine gute Stimme hatte. Irgend einmal an einem Silvester durften diejenigen, die ein Instrument spielten, etwas vortragen.»[14] Beispielhaft zeigt sich hier die enge Verknüpfung von Ökonomie der Haushaltung, Dienstleistungen, Freizeit und Vergnügen. Sie bedingten sich gegenseitig und waren als solche kaum trennbar. Auf einzelne dieser Aspekte soll im weiteren noch eingegangen werden.

Meist waren die vielfältigen Leistungen, da auf Gegenseitigkeit beruhend, unentgeltlich. Teilweise wurden sie jedoch auch mit Geld entschädigt. Gerade das Kinderhüten wahrend der Fabrikarbeit der Mutter oder die Verköstigung von Schulkindern über Mittag war sowohl eine häufig praktizierte Möglichkeit zu weiblichem Nebenerwerb als auch selbstverständliche Hilfe. Diese nicht klare Trennung, oder zumindest für uns nicht klar ersichtliche Unterscheidung zwischen unentgeltlicher Hilfeleistung und Erwerbsarbeit war nicht nur typisch für die Austauschbeziehungen zwischen Bekannten. Bei der jungen Schneiderin A.A. beispielsweise, die auf Stör arbeitete, waren die Übergänge zwischen Berufstätigkeit, Bekanntenbesuchen und Aushilfe durchwegs fliessend. Ihre engen Bekannten stammten häufig aus ihrem Kundinnenkreis. Bei solchen machte sie auch «Ferien», indem sie bei schlechtem Wetter im Haushalt half und auch nähte, und bei gutem Wetter Wanderungen oder Skitouren unternahm.

Um den Austausch von Dienstleistungen und Informationen zu gewährleisten, waren auch Besuche und Zusammenkünfte zentral. So kam es im Dorf bis in die

Zwischenkriegszeit hinein zu regelmässigen, nur Frauen vorbehaltenen Zusammenkünften eines etwas grösseren Kreises von verwandten und bekannten Frauen. Sie entwickelten sich aus der Tradition der Spinnstubeten heraus zu «Stubeten» ohne erwerbsmässigen Charakter, auch wenn allenfalls noch gestrickt oder eine Handarbeit verfertigt wurde. Hauptziel dieser Treffen war in allen Schichten die Aufrechterhaltung von schichtspezifischen Beziehungen und der Austausch von Informationen. Aber noch weit mehr gehörten gegenseitige Besuche über die ganze Woche hindurch zum Alltag der Frauen aller Schichten. Sie dienten ebenso der freundschaftlichen Anteilnahme, dem allgemeinen Informationsaustausch wie der Wahrnehmung der gegenseitigen Verantwortung für das Wohl der Frauen und ihrer Familien. Ein kurzes «Hereinschauen» und Nachfragen nach dem Befinden bei kranken Frauen oder bei Alten war in den täglichen Ablauf eingebettet. In einem Brief an ihre Tochter im Welschland beschreibt Rose Y. diese alltägliche und selbstverständliche Art gegenseitiger Unterstützung im Alltag: «Hier hört man viel von Erkältungen. diesen Mittag hab ich Frau Huber einen Besuch gemacht, sie liegt im Bett, sie hat eine starke Erkältung. Zuerst meinten sie, sie habe Brustfellentzündung, der Arzt habe aber gesagt, es sei dies nicht, es sei reumatisch. Sie habe sehr heftige Schmerzen gehabt, sie habe sich nicht mehr rühren können. Berta Rüegg geht alle Tage hin, Lina (eine Angehörige der kranken Frau, d.V.) könne nicht daheim sein. Samstag morgen als ich vom Zahnarzt kam, gieng ich noch zu Frau Hess auf der Nauen. Sie muss nochmals nach Herisau, es habe Nachstaar gegeben. Sie kam mir so müde u verzagt vor, auch Tante A. sagte das gleiche, sie war Dienstag dort. R. war Dienstag in der Fortbildungsschule u sie besuchte Frau Letsch, R. sagte, sie habe Frau Letsch noch nie so mutlos u verzagt gesehen. Es ist mir, wir hätten schon geschrieben, dass Frau Letsch wieder so Schmerzen im Rücken hatte .(..)»[15] Verbunden mit solchen Besuchen waren häufig auch kleinere Hilfeleistungen. Selbstverständlich verliessen sich die Frauen darauf, dass ihnen gegebenenfalls die gleiche Unterstützung zuteil werde. Der mit der Pflege des Bekanntschaftsnetzes verbundene Informationsaustausch zwischen Frauen führte über die alltägliche Unterstützung hinaus zur Stellenvermittlung für die Töchter, zur Vermittlung von Kost- und Schlafgängerinnen, von entlöhnten Privataufträgen verschiedenster Art. Näherinnen und Schneiderinnen zum Beispiel rekrutierten ihre Kundinnen fast immer aus dem Kreis der Bekannten, Verwandten und früheren Jugend- und Mädchenfreundschaften.

In Kreisen der gebildeten Mittelschicht reichte der weibliche Austausch von Dienstleistungen lange Zeit über die Grenzen des Wohnorts hinaus. Gegenseitige Hilfeleistungen waren auch in dieser Schicht notwendig, da einerseits hohe Bildungsansprüche existierten und es anderseits an genügend Geld fehlte. Viele

Töchter aus dem Bildungsbürgertum hielten sich unentgeltlich als Erzieherinnen oder Kinderbetreuerinnen in einem Haushalt im Welschen auf. Als Gegenleistung hatten sie die Möglichkeit, die französische Sprache zu lernen und sich über die Bekanntschaft mit anderen welschen Familien mit der Westschweizer Kultur und Lebensweise auseinanderzusetzen und allenfalls für die künftige Tätigkeit etwa als Privatlehrerin einen Kundinnenkreis zu rekrutieren. Seit Ende des 19. Jahrhunderts war dann der gegenseitige Austausch zwischen welschen Familien und Deutschschweizer Töchtern im Sinne von Spracherlernung gegen Hilfe im Haushalt nur noch ein scheinbarer, da er lediglich ein Ausbeutungsverhältnis verdeckte. Für Töchter der Oberschicht und deren Familien stellte sich die Frage der Gegenseitigkeit schon gar nicht, bezahlten sie doch für den Aufenthalt der Töchter in einem welschen Pensionat einen beträchtlichen Betrag.

Für Frauen der Oberschicht bedeutete schichtspezifische Bekanntschaftspflege ebenfalls Austausch von Informationen, wenn auch von spezieller Art. In der Begegnung mit Ihresgleichen im Konzert oder Theater, in der Oper oder beim Ball, in den Ferien oder in der Kur ritualisierten sie mit Hilfe von Bildung, Manieren und Mode den Kult der Zugehörigkeit zur Elite. War die Zugehörigkeit zur selben Schicht in Damenkränzchen gewährleistet, so spielten sich die Austauschbeziehungen auf erstaunlich ähnlicher Ebene ab wie in der Mittelschicht. So beschrieb Anna Honegger-Keller, aus der liberalen Führungsschicht stammend und mit einem reichen Walder Fabrikbesitzer verheiratet, ihrer schwangeren Schwiegertochter aus dem mondänen Kurort Karlsbad den exklusiven Bekanntenkreis, die neuste Mode und schliesslich ein Gespräch mit einer reichen Frau aus der Schwarzenbach-Familie. Sie hatten, «wie es geht, von unsern Familien gesprochen», und Anna Honegger-Keller gab einen wichtigen Tip über die neuste Einrichtung zum Schoppenwärmen sofort an ihre Schwiegertochter weiter.[16] Vom Kommunikationsnetz der Frauen konnten aber auch die Fabrikanten selbst Nutzen ziehen, gelangten doch über diese auch Informationen in Umlauf, die den Geschäftsinteressen dienten: Sie erfuhren beispielsweise von geschäftsschädigenden Privatverbindungen, vom allzu aufwendigem Lebensstil eines Partners oder Konkurrenten, von bevorstehenden Heiraten oder wichtigen Erbschaftsangelegenheiten.

Ganz allgemein war für alle Schichten der mit der weiblichen Beziehungspflege verbundene Informationsaustausch wichtig. Frauen entwickelten ein feines Gefühl dafür, welche Informationen sie weitergeben oder für sich behalten konnten, in welchen Bereichen Gerede noch zulässig war und für sie und ihre Familie von Nutzen sein mochten. Die von Frauen aller Schichten kontrollierten und dosiert in Umlauf gesetzten Informationen wurden meist unter dem Stichwort «Klatsch»

einseitig negativ besetzt und ihrer sozialen und ökonomischen Dimension enthoben. Aufgewertet waren dagegen die von Männern im Bereich ihrer Öffentlichkeit ausgetauschten Informationen, die als «Geschäfte» oder «Politik» vordergründig gesellschaftlichen Interessen dienten. Abgewertet war damit aber auch der Bereich für den die Frauen als zuständig erachtet wurden, der Bereich der Gefühle, die in der als Öffentlichkeit deklarierten Welt nichts zu suchen hatten. Trotzdem wussten Männer aus diesem einseitig den Frauen zugesprochenen Verantwortungsbereich auch öffentlich Nutzen zu ziehen.

Eindringen in die Männer-Öffentlichkeit: Vereinstätigkeit

Obwohl Frauen im Prinzip der Weg zur Öffentlichkeit weitgehend versperrt war, entstanden neben der auf der Pflege des Bekanntschafts- und Verwandtschaftsnetzes fussenden familiarisierten Öffentlichkeit bereits im letzten Jahrhundert auch institutionalisierte Formen von Frauen-Öffentlichkeit. In der Regel waren es auf Initiative von Männern gegründete Vereine, deren Vereinszweck ebenfalls von Männern formuliert worden war. Die Gründerinnen des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins (SGF) verstanden sich 1888 ausdrücklich als «Erfüllungsgehilfinnen» der Hilfsprogramme der männlichen Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG).[17] Im Rahmen der bestehenden Machtstrukturen waren somit den Frauen bestimmte Aufgaben ausser Haus zugeordnet. In den Augen der Männer aus politischen und wirtschaftlichen Führungskreisen bestand durchaus eine Parallele zwischen den weiblichen Aufgaben von Ehefrauen, Müttern und Töchtern im Haus und den Aufgaben im Schweizer Haus. Ihre Aufgabe sollte die Propagierung und tatkräftige Durchsetzung von Sittlichkeit, Häuslichkeit und Familiensinn im Volksganzen sein.
Nach unseren Erkenntnissen wurde diese männliche Sicht von Frauen im Zürcher Oberland kaum rezipiert. Ihrem Selbstverständnis lag nicht die doppelte Identifikation als Mütter im eigenen und im Schweizer Haus zugrunde. Vielmehr verstanden sie ihr öffentliches Engagement weitgehend als Fortsetzung der Familien- und Bekanntschaftspflege. Sie erweiterten gleichsam ihre Familie, indem sie ihre gemeinnützigen Tätigkeiten im Rahmen der gewohnten Pflege der familiarisierten Öffentlichkeit verstanden. Sie interpretierten ihre Tätigkeiten gleichermassen als typisch weiblichen Dienst an Familie und «erweiterter» Familie. Erst nach der Jahrhundertwende sahen Frauen, hauptsächlich aus gebildeten städtischen Verhältnissen oder aus gut qualifizierten Berufen, ihre ausserhäuslichen Betätigungen im Licht der propagierten Funktion als «Mütter der Nation». Kennzeichen für

diese Betätigungen war die Schaffung von Strukturen, in denen sie sich bewegten «wie in einer Familie», losgelöst von den Aufgaben im eigenen Familienverband. Für Frauen aus dem Zürcher Oberland möchten wir diese Thesen in Annäherung an einige Frauen belegen.

Frauenvereine und familiarisierte Öffentlichkeit

Den im Zürcher Oberland gegründeten gemeinnützigen (Männer-)Vereinen war die Armenfürsorge und die Volksbildung vordringliches Ziel. Für die praktische Arbeit spannten die Mitglieder wie überall die Frauen ihrer Kreise ein, die sie zu diesem Zwecke vereinsmässig organisierten. Neben Ehefrauen der politischen und wirtschaftlich einflussreichen Schicht war oft auch die Pfarrfrau im Vorstand des Frauenvereins, allenfalls gehörten noch Frauen aus dem gewerblichen Mittelstand dazu.

Erste Tätigkeitsberichte sind uns schon aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekannt. Die organisierten Frauen beaufsichtigten die Arbeitsschulen, beschenkten die armen Arbeitsschülerinnen auch etwa mit Stoff, besuchten und unterstützten arme Kranke. Bis in die Zwischenkriegszeit hinein blieben Frauenkommissionen für die Kontrolle des Arbeitsschulunterrichts, ergänzt später noch durch hauswirtschaftliche Unterweisung, und der dafür eingestellten Lehrerinnen zuständig. Teilweise arbeiteten die Frauenvereine auch mit Missionsvereinen zusammen. Besonders die Basler Mission scheint ein wichtiges Feld für gemeinsames Engagement gewesen zu sein. Neben der eigentlichen Arbeitsleistung für die Armen und Kranken – häufig von Haus zu Haus – sammelten Frauenvereine allgemein noch Geld. Sie organisierten zu diesem Zweck Bazare, wo sie meist wiederum selbstgefertigte Dinge verkauften, oder sie veranstalteten eigentliche Sammlungen. Für den Erfolg der Sammeltätigkeit und der gemeinsamen Kleideranfertigung waren die persönlichen Beziehungen von Frauen entscheidend. Zum Nähen war das «Säli» einer Wirtschaft kaum der richtige Ort, eher schon die private Stube. Ebenso geschah die Sammeltätigkeit in der Regel im privaten Kontakt von Frau zu Frau. Das Tätigkeitsfeld der Frauenvereine bewegte sich somit immer zwischen den männlicherseits als «privat» und «öffentlich» definierten Bereichen. Zu diesem Bild passt auch die ablehnende Haltung der gemeinnützigen Frauenvereine gegenüber dem Kampf um Frauenrechte.

Für Frauen der Oberschicht war die Gemeinnützigkeit eine selbstverständliche Pflicht, der sie als Ehefrauen politisch und wirtschaftlich einflussreicher Männer pünktlich nachkamen. Doch bezeichnenderweise tauchen diese ganzen Tätigkeiten in ihren persönlichen Zeugnissen kaum auf. Von der Walder Fabrikantengattin

Lina A.-B. beispielsweise kennen wir über Jahrzehnte hinweg Tagesablauf und verschiedene Tätigkeitsfelder bis in die Details hinein. Aber erst aus den Nachrufen wissen wir Bescheid über ihre Zugehörigkeit zum Frauenverein Wald oder zum Vorstand des Mädchenheims Adetswil, in welchem sich die Prominenz des Zürcher Oberlands versammelte. Im Briefwechsel, so weit er uns bekannt ist, äusserte sie sich dazu nie. Hingegen erfahren wir immer wieder über ihr an das Haus und die «eigene» Fabrik gebundenes Engagement. Sie strickte und bastelte eigenhändig Geschenke für die Weihnachtsbescherung der Fabrikkinder und kümmerte sich intensiv um «ihre» kranken ArbeiterInnen. Damit weitete sie ihr im Familienverband verankertes Selbstverständnis aus, vom Dienst an der Familie zum Dienst an der erweiterten Familie der eigenen FabrikarbeiterInnen. Auch die Sorge für ehemalige Dienstmädchen, mit denen sie noch jahrzehntelang korrespondierte und ihnen Geschenke schickte, war ihr eine familiäre Pflicht, über welche wir genau orientiert sind. Linas Tochter war einigen Kindern Gotte und führte die Kontakte teilweise weiter. Emotionale und auch materielle Sicherheit vermitteln, Harmonie und Ausgleich im engeren oder erweiterten Familiengefüge schaffen, das war ihre ureigenste sinnvolle Aufgabe.

Die Vermutung, karitative Betätigung sei ursprünglich als Aufgabe an der erweiterten Familie verstanden worden, wird durch eine weitere Beobachtung gestützt. Für Pfarr- und Arztfrauen hatten die Pflichten der Bekanntschaftspflege schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem ausgeweiteten Tätigkeitsfeld geführt. Magdalena Werdmüller-Esslinger beispielsweise, Pfarrfrau in Uster, leistete ihre vielfältigen Dienste an Armen, Behinderten und Kranken in ihrer Eigenschaft als Frau des Pfarrers. Sie beschränkte sich dabei selbstverständlich auf die Mitglieder der Kirchgemeinde. So konnte Lina A.-B. durchaus auf eine Tradition zurückgreifen, wenn sie als Gattin eines Fabrikanten einen spezifischen Platz ausser Haus einnehmen musste. Sie brauchte ebensowenig wie ihre «Vorgängerinnen» einen Frauenverein, um diese Tätigkeit sinnvoll in ihren Lebenszusammenhang einzuordnen.

Für Frauen aus der Mittelschicht war die Aktivität in Frauenvereinen nicht einmal ein gesellschaftliches «Muss»; das Engagement ausser Haus konnte sich durchaus im Rahmen der familiarisierten Öffentlichkeit abspielen. Wir erinnern an Rose Y., die regelmässig kranke – hauptsächlich weibliche – Bekannte im Dorf besuchte. Diese gehörten zwar nicht zu «ihrer» Familie wie die FabrikarbeiterInnen bei Lina A.-B. Gegenseitige Hilfeleistungen bildeten jedoch – wie beschrieben – einen wichtigen Teil der Bekanntschaftspflege. Zusammen mit ihren Bekannten bezog Rose Y. Gesundheitszustand, Besuchsturnus oder Betrachtungen über individuelle Schicksale in den familiaren und nachbarschaftlichen Diskurs mit ein. Nach unse-

rer Einschätzung war Rose Y. in ihrer Eigenschaft als Frau eines Gemeindebeamten und sogar Kirchgemeindepräsidenten Mitglied diverser Frauenvereine – doch darüber erfahren wir kein Wort in ihrem äusserst umfangreichen Nachlass, im Gegensatz zu ihrem Engagement im Rahmen der familiarisierten Öffentlichkeit.

Anmerkungen

1 Wegen der unterschiedlichen familieninternen Beziehungen sehen wir uns zur genaueren Spezifizierung des Begriffes «Familie» veranlasst. «Familie» impliziert für uns die nächsten Angehörigen, das heisst Eltern, Geschwister, Kinder, Ehegatten; unter «Herkunftsfamilie» verstehen wir die Familie, in der die Frau beziehungsweise der Mann geboren und aufgewachsen ist; die «eigene Familie» umfasst für uns die durch Heirat neu gegründete Gemeinschaft von Ehegatten, Eltern und Kindern und ist dieser allein vorbehalten, während sich «Familie» und «Herkunftsfamilie» zum Teil mit den Begriffen «Verwandte» und «Verwandtschaft» deckt.

2 Wir beziehen uns bei der Beschreibung dieser Formen nicht zuletzt auch auf Maurice Agulhons Problematisierung des Begriffs der «Sociabilité»: «d'une part on peut étudier des règles de sociabilité à l'intérieur des associations; d'autre part il existe des formes de sociabilité, informelles mais tout aussi codifiées, en dehors de l'appartenance à des associations (comportements en famille, avec amis proches, dans la rue, au spectacle, etc.).» La sociabilité est-elle objet d'histoire? in: Etienne François (Hg.), Geselligkeit, Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Frankreich, Deutschland und der Schweiz 1750–1850, Paris 1986, S. 21.

3 In jüngerer Zeit ist diese Informationsquelle über die alltägliche Lebenserfahrung weitgehend versiegt, da das Briefschreiben durch das Telefonieren ersetzt worden ist.

4 Privatnachlass Rose Y., 23. Feb. 1922. Die Namen sind geändert.

5 Privatnachlass Adele Honegger-Sonderegger, Heiden 4. Juni 1889.

6 Ebd., 28. Mai 1889.

7 Privatnachlass Lina A.-B., Mai 1923. Die Namen sind geändert.

8 Vgl. auch Martine Segalen, Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie, Frankfurt 1990, S. 119ff. Sie erwähnt unter anderem Untersuchungen aus England, die allesamt dieses Muster noch für das 20. Jahrhundert bestätigen.

9 Theodor Sessing, In piam memoriam!, Ms. Chronikstube Wald, S. 13.

10 StAZ N 49.1 Armen- und Unterstützungswesen. Verpflegung resp. Unterstützung der Armen im Besonderen, Bezirk Uster 1835–1900, Zollikerberg 7. Juli 1869.

11 Leider war es uns nicht möglich, die Struktur der Austauschbeziehungen in den verschiedenen Sekten und den dabei von den Frauen geleisteten Beitrag genügend auszuleuchten – eine Aufgabe, die noch zu leisten wäre und über das Funktionieren religiöser Gemeinschaften etlichen Aufschluss gäbe.

12 Dies galt mit einer wichtigen Einschränkung: Wenn die Heirat für den Mann einen sozialen Aufstieg bedeutete, integrierte er sich häufig in die Familie der Frau.

13 A.A., Erinnerungen.

14 Ebd.

15 Privatnachlass Rose Y., 16. Nov. 1922.

16 Privatnachlass Adele Honegger-Sonderegger, Karlsbad 17. Juni 1890.
17 Vgl. das grundlegende Werk von Beatrix Mesmer, Ausgeklammert – Eingeklammert, Basel 1988.